

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

E. Friedel, Otto Monke, W. S.: Kleine Mitteilungen.

wenn der Pfarrer Dionysius*), dem wir die Erhaltung dieses Fragments verdanken, erzählt, er habe dasselbe ex antiquo codice abgeschrieben: wir wissen, dass man zu jener Zeit mit diesem Ausdruck sehr freigiebig war. Wichtiger erscheint uns die Bemerkung, dass er manches nicht habe lesen oder verstehen können: er hatte eben die ersten flüchtigen Notizen vor sich, die im 16. Jahrhundert sich jemand, welcher sich für die Geschichte von Treuenbrietzen interessierte, gemacht hatte.

Rathenow, Brandenburg, Beelitz, Treuenbrietzen — diese Städte bilden eine Reihe für sich. Aber auch die soeben besprochenen Chronisten nehmen eine eigenartige Stellung in der historischen Litteratur des 16. Jahrhunderts ein. Deutlich sondern sie sich ab von einer älteren Gruppe von Historikern oder solchen, die es zu sein glaubten: es ist dies der Frankfurter Kreis, der sich um Sabinus schart und aus Männern wie Wolfgang Jobst, Reiner Reineccius, Joh. Schosser, Bernhard Holtorp u. a. besteht. Diese berücksichtigen als Vertreter der Kurfürstlichen Universität besonders die Familie des Landesherrn oder verherrlichen in Versen auf überschwängliche Weise die einzelnen Mitglieder derselben: es sind entweder Genealogisten oder Panegyriker. Aber ebenso sehr unterscheiden sich jene Chronisten von einer jüngeren Generation, die durch Leutinger, Angelus und Haftitius repräsentiert wird. Dies sind sozusagen Litteraten aus Not (wie Haftitz) oder aus Neigung (wie Leutinger u. z. T. auch Angelus) und schreiben für das grosse Publicum; sie treiben mehr oder weniger alle Plagiat, es bezichtigt aber der eine den andern dieses Vergehens, ohne an sich selbst zu denken.

In der Mitte zwischen diesen beiden Gruppen, und nicht bloß zeitlich, stehen nun Männer wie Creusing und Gartz. Bei aller Verehrung für den Landesherrn und seine Familie suchen sie doch zunächst den Interessen der Bürgerschaft zu dienen, indem sie, wenigstens bei den Gebildeten und denen, die die Stadtverwaltung in Händen haben, den Sinn für Geschichte zu erwecken suchen, in dieser Beziehung getreue Jünger ihres grossen Wittenberger Lehrers Phil. Melanchthon**).

H. Pieper.

Kleinere Mitteilungen.

Die Dorfstelle Alt-Lindow bei Bernau. Am Sonntag, den 12. September 1897 unternahm Herr Geheimrat Friedel in Begleitung des Herrn Maurer und des Verfassers, sämtlich aus Berlin, sowie der Herren de Martincourt und A. Wernicke aus Bernau einen Ausflug nach der $\frac{1}{2}$ Stunde südlich von Bernau gelegenen wüsten Dorfstelle von Alt-Lindow. Das ehemalige Dorf, dessen Feldmark 5266 Morgen (1344 ha) oder 84 Hufen umfasste, gehört wie Alt-Liepnitz zu denjenigen Ortschaften in der Umgebung von Bernau, welche bereits vor dem 30jährigen Kriege, ja noch vor dem Hussitenzuge von 1432

*) Amtierte von 1586 bis 1626 in Hohen-Schlentzer bei Jüterbog, cf. Riedel, a. a. O. S. XXIII.

***) Selbst in dem „Fragment einer Brandenburg-Brietzenschen Chronik“ wird inmitten von Brietzener Ereignissen die Gründung der Universität zu Wittenberg erwähnt.

wüst wurden. Liepnitz und Lindow sind nach Ausweis der brandenburgischen Stiftsmatrikel von 1459 vor ihrer Verwüstung Pfarrdörfer gewesen. Vermutlich war es die Pest, der schwarze Tod, der 1348 den Ort entweder gänzlich entvölkerte oder doch die Einwohnerzahl derartig verringerte, dass der Rest es vorzog, nach Bernau überzusiedeln, wenn nicht ein allmählicher Auskauf der Dorfhufen von Bernau aus erfolgt ist. Wie die Pest in Bernau noch später gehaust hat, beweisen folgende Zahlen: es starben an der Pest 1598 von ca. 2000 Ew. 1137, 1516 ebenfalls über 1100 Personen und 1638 (im letzten Pestjahr) noch 953, sodass der Bernauer Chronist Seiler (gest. 1741) mit Recht sagen konnte: „Wen das Schwert verschonet, hat der Hunger aufgerieben, und wen der Hunger nicht betroffen, den hat die Pest erwürgt!“ Wenn nun Bernau nicht von demselben Schicksal betroffen wurde, dem die jetzt wüste Stadt Blumenthal bei Straussberg anheimfiel, so ist nur anzunehmen, dass mehrfach ein starker Zuzug von aussen stattgefunden haben muss. Der Volksmund bringt freilich den Untergang des Dorfes mit dem Hussitenkriege in Verbindung; dass Alt-Lindow indessen schon weit früher eingegangen ist, geht daraus hervor, dass die Carolingische Statistik von 1375 des Ortes nicht mehr erwähnt, während von Alt-Liepnitz noch bemerkt wird, es sei von Alters her nicht mehr angebaut worden. Die Liepnitzer Feldmark wurde in eine Kiefernheide (Bernauer Hinterheide) verwandelt, die von Lindow hingegen zu den Bürgerhufen geschlagen, von welchen dann der Kämmereikasse ein Hufenzins entrichtet wurde.

Das Lindower Gebiet liegt zwischen den Feldmarken von Bernau, Börnicke, Elisenu, Blumberg, Birkholz, Schwanebeck und Zepernick. Die Kirche befand sich unweit der ehemaligen „einsamen Pappel“ auf dem an dem „Lindowschen Busch“ belegenen de Martinecourtschen Wordlande, östlich von dem sogenannten Wordländer- bzw. Breitenwiesenwege und ca. 180 m nördlich von dem Lindower Damm. Die Fundamente waren noch im ersten Viertel dieses Jahrhunderts deutlich sichtbar und sind von den betreffenden Besitzern behufs anderer Verwendung der Feldsteine herausgebrochen worden. Von diesem Wordlande wird im Lagerbuch von 1719 gesagt: „Ein wüster Kirchplatz nebst dem wüsten Kirchhofe vor den Lindowschen Wördeländern gehöret dem Magistrat als Patron.“ Den Platz, wo die Kirche einst gestanden hat, machen noch heut zahlreiche Backstein- und Mörtelreste deutlich kenntlich. Nachgrabungen in der Nähe der ehemaligen Kirche ergaben nun eine grosse Zahl Knochen, die von menschlichen Skeletten herrührten; es gelang sogar, zwei vollständige Gerippe blosszulegen, und Herr Geheimrat Friedel förderte alsbald eigenhändig einen gut erhaltenen Schädel (einen weiblichen Langkopf) zu Tage, während Herr Maurer einen zweiten (einen Rundkopf) ausgrub. Hierauf wurde die alte Dorfstelle selbst besichtigt, deren Hauptstrasse durch den erwähnten (gepflasterten) Lindower Damm bezeichnet wird. Dieselbe zieht sich etwa von Osten nach Westen. An dieser Stelle wurden von mir bei einer früheren Besichtigung einige mittelalterliche Scherben und auch ein Stück eines verrosteten Schlüssels gefunden.

Zu erwähnen ist noch, dass Herr Friedel auf der Dorfstelle Alt-Lindow mehrere lege artis zugeschlagene Feuersteine fand, welche nebst den im Feuer geplatzen, charakteristischen Feldsteinen, Schal- und Kantstücken

von solchen und kohlungeschwärtzten Stellen der Feldmark den Eindruck machten, dass hier bereits in spätsteinzeitlicher Epoche unsere Altvorderen gehaust haben. Einige Belagstücke wurden dem Märkischen Museum überwiesen.

In Bernau besuchten die Teilnehmer noch das Hussitenmuseum und besichtigten u. a. den sogenannten „Hungerturm“ am Königsthor. Ein Rundblick auf die Umgebung der interessanten Stadt, der einzigen in der unmittelbaren Nähe Berlins, welche sich ihre mittelalterliche Befestigungsanlage bewahrt hat, beschloss den Ausflug.

Im Nordwesten überblickt das Auge die Fluren des ehemaligen Dorfes Schmetzdorf; im Norden verhüllt jenseits des Dorfes Ladeburg der Wald in blauer Ferne die wüste Feldmark von Woltersdorf, und weiterhin verbirgt die Bernauer Stadtheide die Stelle, an der vor mehr als 500 Jahren das alte Dorf Liepnitz unterging, von dem heut nichts mehr geblieben ist als der Name, der sich auf den herrlichen, buchenumkränzten See übertragen hat. Aus geheimnisvoller Tiefe tönen dem einsamen Wanderer an klaren Sommerabenden bei sinkender Sonne wohl noch heut die Glocken ins Ohr, leise mit verhallenden Klängen den ganzen Zauber, den Geschichte und dämmernde Sage über die märkische Heide breitet, in die Züge des stimmungsvollen Bildes webend.

Otto Monke.

Von den Teltower Rüben. — Der Rübenbau ist in der Mark alt und als eine besonders feine Spielart galt schon immer die sogen. Teltower Rübe. Sie wurde nicht bloß in Brandenburger Landen geschätzt, sondern war auch ein weitverbreiteter Handelsartikel. Schon Beckmann und Buchholtz rühmen sie in ihren Geschichtswerken um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in dieser Hinsicht.*) „Zu Teltow in der Mittelmark und zu Freienstein in der Priegnitz,“ sagt der erstere, „werden die kleinen oder sogenannten Steck- oder Treugerüben stark gebaut, und (sind) nicht allein binnen Landes sehr beliebt, sondern (werden) auch in die Seestädte, sogar bis nach Portugal verführt.“ Buchholtz rühmt überhaupt den märkischen Rübenbau, „der alles dergleichen in Deutschland überträfe“ und nennt ausser den erwähnten Orten noch „als die vornehmsten Rübenfelder“, die in der Altmark um Stendal, im Löwenbergischen Gross- und Klein-Mutz, im Havellande die Grätzischen,**) in der Uckermark die Wegguhnschen und um Ruppín die Röggelinschen, wie auch Beckmann noch in verschiedenen Teilen der Mark andere Dörfer in dieser Beziehung hervorhebt. Den Preis aber erteilen beide der Stadt Teltow. Bei der Charakteristik derselben sagt Buchholtz: „eine Amtstadt im Lande, gehörte vormals dem Bischof von Brandenburg, giebt dem Kreis den Namen und ist „das rechte Vaterland der schmackhaften Teltower Rüben.“ Dem entsprechend sagt auch Bekmann: „die Teltowischen aber behalten

*) Bekmann, historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg. Berlin. 1751. I. S. 676. Buchholtz, Geschichte der Churmark Brandenburg. Berlin 1765.

***) Bekmann nennt im Havellande u. a. Karzo, Priort, Marquard, Bredow und Rówend.

doch den Vorzug und zwar so gar,*) dass alle die übrigen beim Verkauf sich oftmals unter dem Namen Teltowischen verstecken, sich aber bald teils durch das Kochen, teils durch den Geschmack verraten, welcher bei den Teltowischen aromatisch und lieblich, aber etwas pikant ist, wenn sie halbe oder ganze scheffelweise auf der Post nach Königsberg in Preussen oder Hamburg verschicket werden.“

Was Bekmann da übrigens für die damalige Zeit andeutet, soll noch immer gelegentlich vorkommen. Die charakteristische Kleinheit der Rübe soll nämlich noch immer öfter die Veranlassung sein, dass man, wie jener Bauer sagte, „Teltower macht.“ Der war nämlich nicht gerade aus dem berühmten Rübenlande, wollte aber doch gern für seine Rüben möglichst denselben Preis wie die dorthier stammenden erzielen. Da suchte er denn, wie es heisst, aus seiner Rübenernte die kleinsten heraus und that sie in einen besonderen Sack, und wie ihn ein guter Freund bei der Arbeit traf und fragte, was er denn da mache, sagte er mit schlaudem Blinzeln: ick mache teltower.“

In betreff der Zubereitung der Rüben giebt es schliesslich im Lande Teltow noch eine eigene Tradition. Man darf, heisst es, die Rüben nicht schaben, sondern muss nur die feinen Wurzelfasern, die überall an denselben hervorkommen, mit Sand abreiben, dann das Kopf- und äusserste Schwanzende abschneiden und sie schliesslich nur noch sauber waschen. Auf diese Weise soll sich namentlich das feine, unmittelbar unter der Schale sitzende Aroma erhalten. In Berlin scheint man dies auch früher allgemeiner ähnlich gemacht zu haben, wenigstens deutet darauf die zu Anfang dieses Jahrhunderts hier noch vielfach übliche Redeweise hin, dass man weisse (Teltower-) Rüben, wie es hiess, nur „fegte“, was wohl eine viel sanftere Art des Schabens, als die z. B. bei den Möhrrüben übliche bezeichnen sollte. W. S.

Zu Vorstehendem füge ich auf Anregung des Herrn W. S. noch folgendes hinzu: Zunächst eine Probe davon, wie wenig Verständnis mitunter selbst Norddeutsche für die Zartheit und Schmackhaftigkeit der kleinen Teltower Rüben haben. Der berühmte Dichter Johann Heinrich Voss (geb. zu Sommersdorf bei Waren in Mecklenburg i. J. 1751) hatte sich, als er nach Heidelberg übersiedelte, dorthin Samen der echten Teltower Rüben kommen lassen. Dieselben veränderten sich unter dem milderen Klima und in dem sehr fetten humosen Gartenboden vollständig und erreichten die Grösse ansehnlicher Petersilien-Wurzeln. Als ein Märker Voss besuchte, zeigte Voss ihm triumphierend die „verbesserte Teltower Rübe“, erwähnte aber nicht, dass dieselbe vollständig den pikanten Geschmack verloren hatte und fade geworden war. — Papst Pius IX. war in früheren Jahren ein grosser Verehrer der Teltower Rübe und liess sie sich von Berlin nach Rom schicken. — Jenseits des Mains kennt man die Teltower Rübe weniger, doch habe ich sie auf den Speisekarten erstklassiger Gasthöfe in Salzburg und Nürnberg in diesem Jahr gefunden.

Berlin, 13. Oktober 1897.

E. Fr.

*) Aus dem Kreise Teltow macht er noch ausser dem gleichnamigen Städtchen die Dörfer Blankenfelde, Klein-Machnow, Stansdorf und Sputendorf namhaft.

Die sieben gegenwärtig noch bestehenden erblichen Hofämter der Mark Brandenburg lassen zum Teil sich schon aus der Zeit der Markgrafen aus dem Hause Wittelsbach als in der Mark vorhanden nachweisen. Nur eins derselben ist erst im Anfange unseres Jahrhunderts entstanden, es ist das Erbhofmeisteramt, welches König Friedrich Wilhelm III, im Jahre 1802 der gräflichen Familie von Königsmark verlieh. Zwei dieser Ämter sind noch heute im Besitze derselben Familien, die schon im vierzehnten Jahrhundert als deren Inhaber genannt werden: die Herren von d. Schulenburg sind seit 1369 im Besitz des Erbküchenmeisteramts, und die Gans Edle Herren zu Putlitz seit 1372 in dem des Erbmarschallamts. Ursprünglich waren die Inhaber der Erbämter zu Dienstleistungen verpflichtet, die indes in den Lehnbriefen nicht genau bezeichnet werden und auch nur selten werden beansprucht worden sein, da für den gewöhnlichen Dienst des Kämmerers und des Schenken andere Hofbeamte vorhanden waren. Nur bei Huldigungen, Leichenbegängnissen und sonstigen feierlichen Gelegenheiten mögen die Träger der Ämter in Thätigkeit getreten sein; insbesondere waren es der Erbmarschall und der Erbkämmerer, die bei solchen Anlässen zu agieren hatten, der erstere hatte das Kurschwert, der letztere in früherer Zeit den Kurhut, später das Szepter vorzutragen. Als König Friedrich Wilhelm II den Thron bestieg, wurden in dem Reglement über das Ceremoniell bei der Huldigungsfeierlichkeit die Erbämter von der Ausübung ihrer Funktionen dispensiert. Mit den Erbämtern waren, den Lehnbriefen zufolge, früher auch Einkünfte verbunden, die indes wohl in Vergessenheit geraten sein mögen. Das Erbschenkenamt befindet sich am 11. November d. J. volle dreihundert Jahre in der Familie von Hake.

„Deutsche Tageszeitung“ vom 2. Oktober 1897.

Johannes Wedigen. Mit Recht bemerkt Georg Büchmann in seinen „geflügelten Worten“, 12. Aufl. S. 134, dass Dr. P. F. Weddigen, welcher von 1758—1809 lebte und ein bekannter geistlicher Liederdichter war*), der Urheber des geflügelten Wortes „Spreeathen“ für die Reichshauptstadt Berlin gewesen ist. Das Wort wurde von ihm zuerst gebraucht in Morgenstunden der Grazien, Bremen 1795, S. 83.

Weniger bekannt dürfte sein, dass ein Vorfahre Dr. P. F. Weddigen's: der wackere Bürgermeister von Cölln-Berlin, Johannes Wedigen, im Jahre 1637 Berlin vor den Schweden und dem Kurtürsten Georg Wilhelm den Thron rettete. Er wie sein Sohn starben den Heldentod. Dem leider einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallenen Andenken Johannes Wedigen's hat 1890 Oskar Schwebel in dem historischen Roman „Die Schweden vor Berlin“ ein würdiges Denkmal gesetzt, ebenso Ernst Remin in dem Roman „Neue Bahnen“. Es wäre zu wünschen, dass der Name Johannes Wedigen's auch in dem Standbilde Georg Wilhelms in der Siegesallee nicht vergessen würde.

*) vergl. P. F. Weddigen, geistliche Oden und Lieder. 4. Auflage. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Dr. Otto Weddigen, Leipzig 1879.